Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr. 109. Bydgoszcz/Bromberg, 14. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

Kilian fühlte sich aber doch sehr unsicher und elend. Er sah mit großer Deutlichkeit, daß Vinzenz sich weder Angst machen ließ, noch gewillt war, eine Bundesgenossenschaft gegen den gemeinsamen Feind einzugehen.

„Es ist mir überhaupt nicht klar, was Sie von mir wollen", sagte Vinzenz. „Wenn Sie sich wie ein alberner Junge benehmen, dann müssen Sie sehen, wie Sie Ihre Dummheiten wieder gutmachen. Geht mich das etwas an? Meine Zeit ist bemessen". Er stand plötzlich auf. „Mit mir kann man kein Komplott schmieden. Merken Sie sich das."

Kilian saß mit krummem Rücken auf seinem Stuhl und sah von unten herauf in Vinzenz' spiegelnde Brillengläser, hinter denen grau, verschwommen und undurchdringlich die unnatürlich vergrößerten Augen reglos standen.

„Gut", sagte Kilian und stand gleichfalls auf, „dann werde auch ich so handeln, wie es mir recht und billig erscheint. Vielleicht aber werden Sie mich noch einmal brauchen, und vielleicht ist es dann zu spät."

Darauf gab Vinzenz keine Antwort. Er blickte kalt zur Tür. Er spürte, wie Kilians versteckter Haß gegen ihn brandete, und es erfüllte ihn mit Befriedigung, denn das einzige Gefühl, daß er von Menschen wie Kilian ertragen konnte, war Haß.

Kilian ging grußlos. Eine bohrende Angst schüttelte ihn, denn er hatte kein Vertrauen zu sich und seinen Fähigkeiten. Er wäre am liebsten geflüchtet, weit weg in eine sorglose Sicherheit, aber er wußte, daß er dann zugrunde ginge, denn er war fünfundvierzig Jahre alt und das Wohlleben der letzten Jahre hatte seine Energien erschlafft und seine Nerven zerrieben. Er wollte nicht wieder arbeiten, er wollte nicht von vorne beginnen, er wollte kein ehrliches Leben führen, nicht weil es für ihn etwa keine Verlockung hatte, sondern weil er keine Kraft besaß. Er erhielt von Vinzenz dreißigtausend Mark im Jahre nur und allein darum, weil er entdeckt hatte, daß er Vinzenz' leiblicher Bruder war.

Seit dem gesegneten Augenblick dieser Entdeckung hatte er sich damit abgefunden, ein Erpresser zu sein. Er wäre gern auch ein anständiger Mensch gewesen, schon weil er feige war, aber die Anständigkeit brachte ihm nichts ein. Wenn er seine Einkünfte von Vinzenz verlor, war er unfähig, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Seine Zukunft, an deren Sicherheit er seit langem geglaubt, erschien ihm plötzlich wie ein schwarzes Gespenst. Und er besaß nicht den Beistand des Mannes der seinem Schicksal auf Gedeih und Verderb verbunden war.

Er stand auf der Straße und wieder überfiel ihn diese Verzweiflung, die seinen Rücken lähmte wie eine Erstarrung.

*

An diesem Abend geschah es, daß zwei Männer vor dem hinteren Ausgang des Luxor-Palastes auf und nieder gingen.

Es war viertel nach elf und die letzte Vorstellung mußte jeden Augenblick zu Ende sein.

Es war eine kleine eiserne Tür, grau lackiert, und es standen die warnenden Worte darauf: Eintritt verboten.

Durch diese Tür verließen die Angestellten das Haus und hier warteten die beiden Männer, die sich anfänglich prüfende Blicke zugeworfen hatten und nun mit gleichgültigen Mienen aneinander vorbeischlenderten.

Oberthür jonglierte einen zerfransten und zerbissenen Zigarrenstummel aus einem Mundwinkel in den andern, hatte wie immer das zerbeulte kleine Hütchen weit hinten im Nacken sitzen, was seiner Kopfhaltung entsprach, die immer himmelwärts gerichtet war, und hielt die kurzen Arme mit den kurzen Ärmeln auf dem Rücken gekreuzt.

Oberthür war von ernsten Erwägungen hierher getrieben worden. Er hatte den heutigen Tag mit vergeblichen Sanierungsversuchen seiner Vermögensverhältnisse dahingebracht.

Er war um zwei Uhr aufgestanden und hatte so zunächst das Mittagessen gespart. Es war seine Absicht gewesen, die Tagesfolge seiner Mahlzeiten mit dem Nachmittagskaffee zu beginnen, und in Ausführung dieses Planes war er, da es ihm an Fahrgeld gebrach, zu Fuß von Steglitz nach Alt-Moabit gewandert, wo eine gewisse Frau Dienstag, eine Schwester seiner Gemüsefrau, wohnte, deren Töchterchen er eine Zeitlang Klavierunterricht gegeben hatte, bis Frau Dienstag durch eine Erbschaft in den Besitz eines elektrischen Klaviers gelangt war, wonach sie auf den Unterricht keinen Wert mehr legte. Sie sah es aber nicht ungern, wenn Oberthür gelegentlich zum Kaffee kam. Sie tat gerne etwas für die Kunst, und Oberthür kannte viele Witze. Er war überhaupt ein ausgesprochener Liebling gutbürgerlicher älterer Frauen, zu denen er „Gnädige Frau" sagte und ihnen die vergilbten Hände küßte. Er hatte darum auch nur selten Verdruß mit Wirtinnen, er wohnte klugerweise immer nur bei alten Damen, die weniger auf den Ertrag des Vermietens, als auf einen „netten Menschen" Wert legten.

Nachdem er bis gegen sieben mit Frau Dienstag scharmant geplaudert hatte und nachdem Frau Dienstag alsdann geäußert, sie sei bei Verwandten zum Abendbrot eingeladen, wußte Oberthür, daß sein Kampf gegen die Gesetze des menschlichen Organismus noch nicht beendet war. Er überprüfte im Geiste den Kreis seiner Bekannten und entschied sich nach einigem Zögern für Dr. Danmark, der allerdings am Südwestkorso wohnte, ein junger Zahnarzt und passionierter Kammermusiker. Also war Oberthür von Alt-Moabit zu Dr. Danmark am Südwestkorso gelaufen, wo gerade der Abendbrottisch abgeräumt wurde. Er geduldete sich bis zehn Uhr, saß mit knurrendem Magen am Klavier und warf verlangende Blicke nach der Tür, bis endlich Frau Danmark den Tee brachte sowie einen Teller mit etwas älteren Keks, die man höflicherweise ihm allein überließ, als Abendbrot betrachtet, kein sehr erquickliches Mahl. Und dann hatte er sich wieder auf die Socken machen müssen, um Lotte zu erreichen.

Es war wirklich kein sehr gelungener Tag. Ihn tröstete nur die Hoffnung auf gewisse fünf Mark, die Lotte ihm alsbald übergeben würde und womit er sich in Eilschritten zu seinem Freund, dem Barackenwirt, zu begeben gedachte, um endlich, endlich ein paar knusprige Buletten mit einigen Schmalzbroten zu verschlingen.

Um ein Haar wurde aber auch diese Hoffnung zerstört.

Als die eiserne Tür aufging und Lotte als eine der ersten auf die Straße trat, kam mit wenigen langen Schritten der Mensch, der seit einiger Zeit hier unauffällig gewartet hatte, auf Lotte zu, griff nach ihren beiden Händen und begrüßte sie in einer Art, daß man weiß Gott seinen Augen nicht zu trauen wagte. Was war das für ein langer fremder Mensch? Mein Gott, es wurde ihm ganz kalt ums Herz.

Oberthür stand da, wie eine Momentphotographie in der Bewegung erstarrt, einen Fuß vorgesetzt, den Mund geöffnet, als wolle er sprechen, und starrte auf Lotte, deren weiße Zähne er leuchten sah.

Hier stand er abseits im Schatten einer Anschlagsäule und sah, wie ein ihm völlig fremder Mensch seinen Arm um Lottes Hüften legte, eine Geste, die sie erfreulicherweise sofort durch ein wendiges Wegdrehen abwährte. Und gewiß wäre der Traum von den knusprigen Buletten wie eine Vision im Morgenrot zerronnen, wenn nicht Lottes scharfes Auge in diesem Augenblick die hilflos verdatterte Gestalt an der Anschlagsäule erspäht hätte.

„Einen Augenblick", sagte Lotte und ließ Leonhard stehen.

Wie er sie so dicht vor sich sah, das dunkle Gesicht rot beschienen von den zuckenden Leuchtbuchstaben, wie er in ihre Augen blickte, in ihre großen, dunkel glänzenden Augen, überhuscht von den nadelfeinen aufwärtsgebogenen Wimpern, und wie er den zarten Duft ahnte, der sekundenlang durch die Luft zitterte, wenn sie ihm nahe kam, ein Duft, der ihn wie ein Hauch von Orangen und Sonnenschein zärtlich berührte, da war es ihm, als er den fremden Mann wie einen bösen Feind in lauernder Nähe wußte, da war es ihm, als hätte er ein Paradies verloren. Es war freilich ein dummes Gefühl, das ihn da beschlich, denn was hatte er für ein Recht, eifersüchtig zu sein — aber wie oft sind Gefühle dumm und man kann nichts daran ändern.

Lotte lachte, nannte Oberthür „mein Guter" und zupfte aus Gewohnheit seine ewig verdrehte Krawatte zurecht.

Es hätten sich Dinge ereignet, sagte sie.

Oberthür fragte nichts, er stand trotzig da mit zusammengezogenen Brauen und wußte doch genau, daß sie ihn jederzeit um den Finger wickeln konnte nach ihrem Belieben. Er schwieg, gekränkt und beleidigt, und wollte, auch die fünf Mark nicht mehr haben.

Ob sie ihn bekannt machen solle mit Herrn von Schippenheil, der sehr nett sei?

So heftig schüttelte er den Kopf, daß ihm fast sein Hütchen herunterfiel.

„Mein Gott", sagte Lotte voll Erstaunen, „du bist ja direkt eifersüchtig!"

Er schob die Unterlippe vor. „Lächerlich. Mich geht's doch nichts an, tu was du willst. Aber laß einen nicht die halbe Nacht warten, wenn du mit deinem Freundchen losziehst."

Es tat ihm gleich darauf ein wenig leid, daß er „Freundchen" gesagt hatte, denn man konnte mit Lotte wirklich nicht so sprechen, wie mit irgend jemand.

Sie lachte aber nur.

„Freundchen ist gut", sagte sie. „Ich kenne den Mann überhaupt erst seit gestern. Wir haben gemeinsam etwas Komisches erlebt, ich werde es dir morgen erzählen. Komm doch morgen zu Mittag zu mir. Ich werde dir alles erzählen, ja?"

Oberthür schaute grimmig auf ihre hochgeschwungenen bewegten Lippen und brummte etwas vor sich hin. Als er gewahrte, daß sie plötzlich in ihrem Täschchen zu kramen anfing, hob er diskret den Blick und sah an der Häuserfront empor wie jemand, der um den Hausschlüssel pfeift. Jedenfalls vermochte Lottes vielversprechende Gebärde seine Gefühle nicht zu besänftigen. Es war ja ein Darlehn — wenn auch ein Darlehn mit unbefristeter Rückzahlbarkeit — und überhaupt war seine Toleranz unter keinen Umständen käuflich.

Er spürte ein gefaltetes Papier in seiner Hand und sagte finster.

„Ich kann nicht herausgeben."

„Ein andermal", erwiderte Lotte obenhin. „Ich muß jetzt gehen."

Er ließ die Hand in der Manteltasche verschwinden.

„Also gut", sagte er, „ich bringe dir morgen den Rest."

„Hat ja Zeit." Sie legte die Hand auf seinen Oberarm. „Bis morgen also. Und alles Gute."

„Viel Vergnügen", versetzte er traurig.

Sie winkte ab.

Er sah, wie sie mit dem fremden Mann in eine Taxe stieg.

Er senkte den Kopf und blickte zu Boden.

„Verzeihung", sagte plötzlich jemand.

Dieses kleine Wesen mit dem grellen Puppenmündchen und dem pummeligen Quecksilberfigürchen mit den gelben Haaren, die in wohlgeordneter Wildheit unter dem frechen schwarzen Käppchen hervorsprudelten, das war ja die fröhliche Molly, das Kinomädchen, Lottes Kollegin.

Oberthür riß das zerknitterte Hütchen vom Kopf.

Sie drehte die Augen zu ihm empor, denn sie war sehr klein und niedlich.

„Entschuldigen Sie, ich wollte nur mal hören — Sie warten doch auf Lotte, wie? Ist sie noch nicht herausgekommen?"

„Sie ist schon fort", und zeigte mit dem Hütchen in der Richtung des Kurfürstendamms. „Soeben ist sie mit einer Taxe davongefahren."

„O Gott, wie fein", sagte Molly und zog den Mund schief. „Wahrscheinlich hat sie vergessen, daß wir verabredet waren."

„Sie hat, glaube ich, etwas anderes vor", versuchte Oberthür Lotte zu entschuldigen.

„O bitte." Sie zuckte die Achseln. „Ich bin keine Übelnehmerin. Jeder nach seiner Fasson, wie der Alte Fritz sagt. Bedecken Sie Ihr Haupt, mein Herr, die Nacht ist kühl."

Er setzte gehorsam das Hütchen auf.

„Eine Frühlingsnacht", sagte er ohne Zusammenhang.

Das kleine Wesen warf den Kopf zurück, sah zu den Sternen hinauf und strampelte ein wenig ungeduldig mit den seidenbestrumpften Beinen.

„Diese Lotte", sagte sie in einem Ton, als wäre sie fast böse, „fährt in der Taxe davon und läßt einen hier einfach stehen. Was fängt man nun mit so einem Abend an?"

In der Tasche knisterte der Zwanzigmarkschein.

„Noch viel zu früh zum Schlafengehen", sagte Oberthür beiläufig.

„Finde ich auch. Warten Sie hier noch auf jemand?"

„Ich wollte nur Lotte etwas mitteilen. Das ist jetzt erledigt."

Sie drehte sich auf dem Absatz herum, dem Kurfürstendamm zu.

„Dann können wir ja gehen", sagte sie und warf ihm über die Schulter einen spöttischen Blick zu.

Oberthür wurde vor Freude rot.

„Ich weiß ein feines Lokal, nicht weit von hier", sagte er und schritt aufgeregt neben ihr her. „Wenn Sie nichts dagegen haben?"

Sie zuckte eine Achsel.

„Was kann schon passieren? Kommen Sie." —

Von den zwanzig Mark blieb auch nicht ein halber Pfennig übrig.

Als Oberthür aber am frühen Morgen in sein Bett fand und mit seligem Lächeln die verteufelten Überraschungen dieser Nacht wie einen Blitzfilm vor seinen schlaftrunkenen Augen noch einmal abrollen ließ, da entdeckte er in seinem Herzen eine große Liebe. Und bis auf weiteres geriet Lotte, die gute, alte brave Lotte, in unverdiente Vergessenheit — aber nicht nur wegen der zwanzig Mark.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimme des Freundes.

Eine Kriegsgeschichte von Adolf Hauert.

Der Jägerunteroffizier Kilian stieg langsam aus dem Sattel, klopfte der braunen Stute mit der flachen Hand auf den Halsbogen und ließ sie dann in dem saftigen Kleestück grasen. Er trug keine Sorge, daß sie ihm davonlaufen würde, sie gehorchte ihm auf Ruf und Pfiff, und so streckte er sich lang in die grünen Polster des Feldrains und gab sich dem Glück eines kurländischen Frühlingstages hin. Er hatte heute seinen grüblerischen Tag. Deshalb blieb er nicht bei den Kameraden, die mit dem Troß der Angriffsdivision zwischen einzelnen Gehöften vor Bauſk rasteten. Das große Erlebnis dieses schnellen Vormarsches 1915 bewegte sein Gemüt mit Stolz und Zweifel. Die Gedanken lagen noch unaufgeräumt in ihrem verborgenen Kästlein; nicht die Soldatengedanken, die standen wach hinter hellen Augen, aber die anderen, die mit Gott, Welt und Teufel Zwiesprach halten, die quälten ihn und verlangten nach Ruhe und Ausgleich.

Der Wind trug den scharfen Ruch des Pferdes zu Kili hinüber. Der junge Jäger sog ihn mit dem Duft der Kleeblüten ein, und seine Augen verfolgten mit stiller Freude die tänzelnden Schritte des Tieres. Dieses Pferd war für ihn auch mehr als ein gewöhnliches Streitroß. Ihn hatte es erwählt, es ließ sich von keinem anderen zügeln. Aber war es damit auch wirklich sein Pferd geworden? Gehörte es nicht vielmehr noch immer dem Freund, den der Tod aus dem Sattel riß? Schickte er ihm das Roß, daß es auch ihn in die dunklen Wälder der Ewigkeit trage? —

Die beiden Reiter waren seit ihrer Jugend treue Kameraden gewesen. Die väterlichen Gehöfte schauten sich in die Fenster, und so wurden die Buben Spielgefährten. Walter war einige Monat älter und strammer, Kili dafür aufgeweckter und nachdenklicher. Er rutschte in der Schulklasse oft auf die erste Bank, doch lange hielt es ihn nicht dort, denn ohne Walters Nachbarschaft fühlte er sich verlassen.

So hielten sie es immer. Doch das Leben stellt Aufgaben, die nur einer lösen kann. Da war dann später die Marie-Luise, dieses frische, lustige Mädchen, diese Blaumeise unter den Spatzen des Dorfes. Sie liebten sie beide, doch Wisi entschied sich für Walter. Da irrte Kilian nächtens zwischen den Gespensterweiden an der Elbe umher. Im dunklen Wasser wollte er sterben, und jede Welle sollte einen Seufzer zu dem Mädchen tragen, immer sollte Klage sein um ihr Fenster, das nach dem Fluß zu offen stand. Das schwarze Wasser aber nahm nur seine schwarzen Gedanken fort, und als das erste Frührot durch die Wiesennebel schimmerte, die ersten Lerchen aufjubelten, da fand sich sein Herz zum Leben und zum Kameraden zurück.

Und heute? Diese Aufgabe war zu hart; an ihrer Lösung mußte er zerbrechen. Warum mußte Walter an jenem Morgen so wagehalsig sein? Schicksal! Ach was! Er hätte bei der Aufteilung der Patrouille bei ihm bleiben sollen, hätte nicht auf das Wort des Leutnants hören sollen. Nun war nur das Pferd zurückgekommen. Warum war es nicht auch geblieben? Flockiger Schweiß stand dem Tier um die Trense, die Flanken zitterten, so hatte es sich am Spätnachmittag wieder eingefunden. Niemand durfte in seine Nähe kommen, es bockte und keilte. Doch als Kili auf die braune Stute zuging, Walters Ruf und Pfiff nachahmte, da blähte es die Nüstern, stellte sich sperrbeinig und ließ den Freund ruhig in den Sattel steigen. Dann raste es mit ihm davon, daß die anderen kaum folgen konnten. Doch sie kamen zu spät. An einem starken Föhrenast hing Walter in der hanfenen Schlinge. Kili brüllte auf. Nicht Schreck empfand er, wie es die Kosaken mit dieser asiatischen Niederträchtigkeit beabsichtigten, sein soldatisches Rechtsgefühl bäumte sich auf, schrie nach Rache und Vergeltung.

Kili sah am Horizont die breiten Schattenlinien einer alten Burg. Bauſk! Deutsches Blut hatte hier schon mehrmals den Boden gedüngt, und zärtlich streichelte er die roten Kleeblumen. Der tapfere Ordensmeister Johann von Mengden baute diese Trutzburg in die Waldwildnis. Warum mußten die Schweden sie später zerstören, die doch gleichen stammverwandten Blutes sind?

Die Stute spitzte die Ohren und stampfte mit dem Vorderfuß auf. Kili achtete nicht darauf, ihn plagte wieder der Zweifel an dem guten Willen, der die Welt regieren soll. 1812 kämpften hier die Russen gegen York von Wartenburg, und heute . . .

Das Pferd war dicht an ihn herangekommen, blähte die Nüstern und scharrte unruhig. Ärgerlich über das nervöse Tier sprang Kili auf. Er glaubte an nichts mehr, er wartete nur auf den Befehl zum Vormarsch, hineinstürzen wollte er sich in das Gefecht des Nachmittags, sterben wollte er.

Jäh zerbrach das kleine Glasgespinst seiner Gedanken, die Lichter seiner Augen prallten auf, starrten entsetzt nach dem nahen Walde, hinter dessen Kante sich jetzt, unsichtbar für seine Kameraden, Kosaken heranpirschten, bereit zum Angriff auf den ruhenden Troß.

Kili biß sich auf die Lippen, dann sprang er in den Sattel, jagte zurück, zog den Revolver und schoß von weitem über die Köpfe der Kameraden hinweg. Die ersten wurden aufmerksam, schauten verwundert nach dem Reiter, der ihnen zuwinkte und nach dem Walde zeigte. Da sahen auch sie die lehmgrauen Teufel, die nun auf die Ebene hinaussprengten.

Die Kochgeschirre, Löffel und Brotkanten flogen weg, in Hemdsärmeln griff jeder nach Koppel und Gewehr; die Feldartilleristen hingen die Geschütze von der Protze, andere liefen zum Munitionswagen, Kommandos donnerten dazwischen, und dann brauste der Eisenhagel in die hinterhältigen Angreifer, daß Pferde und Reiter, Dreck und Pulverdampf sich mischten zu einem unentwirrbaren Knäuel.

Aus Kili war alles Grüblerische verflogen. Er ritt mit seinem Leutnant und allen Reitern, die in der Hast verfügbar waren, hinter den blinkenden Eisen der Kosakenpferdchen her; doch nicht lange, denn die Angst trieb die Gegner wie Spreu davon.

Nach ihrer Rückkehr noch schimpfte der Rittmeister über die Sauerei da vorn, über die zu weiten Abstände der Patrouillen. Kili aber lehnte seinen Kopf an den heißen Hals des Pferdes, und er hörte aus dem Herzschlag des Tieres eine unbekannte Sprache, die ihn unsagbar beglückte, die Sprache der Ewigkeit, in der ihn sein Freund nun grüßte.

Begegnung im Urwald

Ein afrikanisches Jagdabenteuer,

erzählt von Günther Erlenbeck.

In dämmerigem Dunkel liegt der Urwald. Dicht ineinander verschlungene Zweige und Schlinggewächse erschweren unsern Trägern, die sich mühsam einen Weg durch das Dickicht bahnen, das Vorwärtskommen. Dann wieder lichtet sich der Wald, eine mit langem Gras bestandene Fläche öffnet sich, aber der Untergrund ist morastig, das Weiterkommen nicht viel leichter als vorhin. Mühselig und langsam wird der Marsch fortgesetzt.

Plötzlich, als wir gerade einem kleinen Dornbusch ausweichen, sehen wir eine Herde Elefanten in dem kleinen Flusse, den wir durch die sich im Winde wiegenden Bambusrohre schimmern sehen. Sie stehen keine hundert Meter von uns entfernt, bis zum Bauch im Wasser.

Während die Jäger, drei Engländer aus Kenia, weiter gehen, schleiche ich mit Ndudju, dem schwarzen Büchsenträger, am Rande des Bambusbestandes bis zu einem ausgetrockneten Bache, wo wir uns einrichten. Ich beabsichtige nicht, mich an der Jagd zu beteiligen, und will nur den Zuschauer spielen. Mein Platz ist nicht ganz ungefährlich: vor mir der Fluß, in meinem Rücken zähe, harte Dornbüsche. Eine Flucht ist nur durch den Bambus möglich, aber darin kommt man ja nur langsam vorwärts.

Plötzlich höre ich neben mir die leise Stimme Ndudjus, der mir zuflüstert: „Kleine Elefanten, Herr, viel, viel kleine Elefanten . . .!“ Und in der Tat: Eine Menge Elefantenkühe überquert mit ihren Jungen den Fluß. Und unsere Absicht ist es gerade, einen jungen Elefanten zu fangen. Leider wird der Versuch, diese Absicht zu verwirklichen, kaum ganz ungefährlich sein, denn es gibt auf der Welt nichts Gefährlicheres, als einen weiblichen Elefanten, der sein Junges bedroht sieht. Während mir das alles noch durch den Kopf geht und ich das Schauspiel vor mir genieße, kracht es rechts und links von uns im Bambus, so daß wir erschreckt zusammenfahren. Mit weit offenen Augen starren wir nach der Stelle, wo jeden Augenblick die graue Masse eines Elefanten auftauchen kann.

Aber es ist wieder alles still. Wir hören nur unser Herz klopfen. Doch da — kaum 15 Meter voraus — streckt

ein Dickhäuter seinen Rüssel in die Luft. Das Tier ist mißtrauisch, sichert erst nach allen Seiten, als ob es die Luft abtasten wollte. Dann verschwindet der Rüssel, und unter dem knackenden Geräusch brechender Bambusstangen kommt ein weiblicher Elefant zum Vorschein. Das Junge folgt ihm auf den Fersen. Wir halten den Atem an, denn wenn das Muttertier auch nur das Geringste von uns bemerkt, sind wir verloren.

Unsere Spannung ist auf den Gipfel gestiegen, als aus dem Bambus noch vier weitere Tiere auftauchen. Vielleicht zu unserem Glück, denn die Elefantenmutter wird abgelenkt. Sie wittert zwar noch eine Weile, horcht mit hocherhobenem Rüssel, scheint aber dann befriedigt und trollt gemächlich zu ihren Artgenossen.

Plötzlich zucken wir erschreckt zusammen. Ein lautes Trompeten, das sicher über Kilometer hin hörbar ist, zerreißt die Luft. Zugleich bleiben die Elefanten wie angewurzelt stehen. Ein hastiger Blick zum Flusse hinunter zeigt mir, daß auch dort die Herde lautlos, abwartend verharrt.

Im gleichen Augenblick knallen die schweren Büchsen der Jäger. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckt es die Elefanten, und eine kurze Weile stehen die Tiere da wie aus Stein gehauen. Dann aber bricht die Hölle los. Schneidende Töne lassen die Luft erzittern, alle Elefanten trompeten wild durcheinander, es ist ein Durcheinander furchterregender Töne. Zwei der Dickhäuter dicht vor uns schwanken und laufen dann, taumelnd wie Betrunkene, einige Schritte nach links. Ein dritter fällt auf die Knie, springt aber gleich wieder auf. Die übrige Herde rast wild durcheinander. Wieder das dumpfe Krachen der Elefantenbüchsen! Von allen Seiten stürzen die Tiere mit lautem Gepolter durch das Unterholz.

Da sehe ich plötzlich die gewaltige graue Masse eines Elefanten auf uns zukommen. Ich zweifle nicht, daß unser letztes Stündlein geschlagen hat. Unwillkürlich schließe ich die Augen, um nichts zu sehen . . . Aber das graue Ungeheuer geht auf wenige Schritt Entfernung mit fürchterlichem Krachen an uns vorbei. Im letzten Augenblick muß der Elefant durch irgend etwas abgelenkt sein und uns daher nicht beachtet haben.

Mit Mühe machen wir uns aus dem Gewirr von Zweigen und Lianen frei. Ganze Flächen des Bambusbestandes sind von den Dickhäutern niedergetrampelt. Kaum zwanzig Meter von unserem Versteck liegt ein gewaltiger weiblicher Elefant,zehn Meter weiter ein anderer. Der erstere hat eine Kugel schräg von hinten durch das Ohr bekommen und war auf der Stelle tot. Der andere zeigt einen Kugeleinschuß ins linke Auge und hatte gleichfalls ein sofortiges Ende gefunden.

Die Jungen stehen bei den toten Müttern. Hussein, der Führer unserer Träger, läßt die beiden alten Elefanten zerlegen und in Lasten verteilen und sorgt für den Transport der beiden Jungen. Das größere der zwei ist bald wieder entkommen. Das andere wird dagegen schnell zahm und macht unseren weiteren Zug durch den Urwald mit.

Kleine Wahrheiten.

Aphorismen von Artur Brausewetter.

Verantwortung tragen zu wollen, ist die Freude, diese Verantwortung tragen zu können, die Kraft des Mannes.

*

Der größte, immer wiederkehrende Trugschluß des Lebens ist der: von dem Bestehenden auf das Bestehende zu schließen, wo es doch nur ein Bestehendes gibt, nämlich den Wechsel.

*

Keine Grenzen sind so flüssig wie die zwischen Leben und Gestorbensein.

*

Überall gibt es ein Verständnis — nur nicht zwischen den Menschen „von oben herab" und denen „von unten her".

*

Willst du klug handeln, so rechne nie mit der Schwäche, sondern mit der Stärke deines Widersachers

Rätsel-Ecke

Uhren-Rätsel.

1, 2, 3	= Rumänische Münze (Mehrzahl)
2, 3	= Nahrungsmittel
1, 2, 3, 4	= schmerzl. Zustand
2, 3, 4	= Formel bei Gericht
4, 5, 6	= Fürwort
1, 2, 3, 4, 5, 6	= krankhafter Zustand und zugleich Stadt in Südholland
7, 8, 9, 10, 11	= Haustier
9, 10, 11, 12	= eine Strafe
7, 8, 9, 10, 11, 12	= Teil eines Stiefels
1—12	= eine Empfindung.

*

Buchstaben-Rätsel.

Werden die Buchstaben der Wörter:

Linde, Ehe, Sieg

richtig in nebenstehende Figur eingetragen, so nennen die beiden Querzeilen, sowie die senkrechte Reihe ein gefürchtetes Kleeblatt, das uns der Mai beschert.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Das ist der allergrößte —,
Der durch des Kindes Seele —,
Wenn einer guten Mutter —
Zu Tod erschrocken stille —.
Es ist alsdann, als ständen wir
Hinfort auf weiter Welt al—.
Als stürzte über un'erm Haupt
Der blaue Gotteshimmel —.

Zu diesem Verse Otto Prombers sind die durch Striche gekennzeichneten Endreime zu suchen, durch die das kleine Gedicht erst vollständig wird.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 103

Mosaik-Aufgabe:

Der Vater führt sein Kind, wenn es müde ist, die Mutter trägt es.
(Otto Promber.)

*

Scherz-Rätsel:

L acht a u be =
Lachtaube.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.